

Leseprobe aus:

Iss doch wenigstens das Fleisch



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Ulrike Sterblich (HG.)

**ISS DOCH
WENIGSTENS
DAS FLEISCH**

ROWOHLT TASCHENBUCH VERLAG

Originalausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Juni 2016
Copyright © 2016 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung yellowfarm gmbh, Stefanie Freischem
Umschlagabbildung mauritius image/BY
Satz aus der Legacy PostScript
bei hanseatenSatz-bremen, Bremen
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 27190 8

JOCHEN SCHMIDT
WENN MAN KEIN HUNGERTUCH HAT 7

KATHARINA ADLER
GESTOPFTE MÄULER 19

E. L. GREIFF
GROBRAUMWAGEN 32

TEX RUBINOWITZ
BLUT UND BEILAGEN 45

LUCY FRICKE
WER EINMAL PANSEN SAGT 52

KLAUS CÄSAR ZEHRER
DAS WIRSING-DESASTER 64

JENS FRIEBE
**ABC FÜR DIE FREUNDE DER
FREUNDLICHEN ERNÄHRUNG 78**

FIL
DAS FLEISCH 88

ELINOR RICHTER
MAGERE ZEITEN 103

PETER GLASER
FRÜHER ESSEN 118

VERENA GÜNTNER
MAULTASCHEN! VERENA. 130

FELIX LORENZ
DIE SCHWESTER 141

SARAH STRICKER
EINE WAHRE GESCHICHTE 147

FRAU FREITAG
HANG ON SLOOPY 173

THOMAS LINDEMANN
NEHMEN SIE DOCH DAS HUHN 187

OLIVER MARIA SCHMITT
TOAST & TROST IN DOSEN 200

ULRIKE STERBLICH
NACHWORT / LES CHEFS VAN FLEVOHUIS 213

DIE AUTOREN 217

WENN MAN KEIN HUNGERTUCH HAT

JOCHEN SCHMIDT

In der kurzen Zeit, die das Essen in Freiheit verbringt, also auf dem Esstisch, sind meine Eltern nervös, sie haben Angst vor unaufgegessenem Essen. Wenn das Essen einmal aus den Töpfen befreit und auf die Teller gelassen wurde, muss es vollständig verspeist werden. Kaum dass sich alle aufgetan haben, bemerkt meine Mutter erstaunt: «Und ich dachte, es reicht nicht, dann hätte ich doch nicht noch mehr Kartoffeln aufgesetzt!» Wenn es allerdings einmal dazu kommt, dass alle Töpfe auf dem Tisch geleert sind, sagt meine Mutter: «Und ich dachte, es ist zu viel! Hätte ich doch noch mehr Kartoffeln aufsetzen sollen!» Dass das Essen *immer* zu viel oder zu wenig ist und nur *ganz selten* genau so viel gekocht wurde, wie die anwesenden Personen schaffen oder vernünftigerweise zu sich nehmen, will ihr nicht in den Kopf. Aber was heißt schon zu viel? Man kann die Gäste ja zum Essen nötigen. Ein Ostpreuße antwortete mal auf die Frage, ob es ihm bei seinen Gastgebern geschmeckt habe: «Ja, aber es fehlte an der Nötigung.» Bei uns wird immer ausgiebig genötigt, man sieht sich irgendwann von Töpfen mit Resten umstellt, die man essen soll, obwohl man satt ist. «Lass mal, das können wir doch morgen essen», sagt mein Vater. «Da gibt es aber was anderes.» «Dann kriegen es die Hühner.» «Und ich dachte, es reicht nicht!» «Ich könnte ja noch, aber ich will nicht», sage ich. «Gestern hat es nicht gereicht.» «Dann machen wir das eben zum Abendbrot warm.» «Das

lohnt sich doch nicht, nun iss mal.» «Ich will aber selbst entscheiden dürfen, wann ich genug habe.» «Und ich dachte, es reicht nicht.»

Sie werfen kein Essen weg, es wird alles noch verwertet. Wenn ich bei ihnen bin, sortiere ich immer erst einmal verschimmelte Brotkanten aus, aber ohne dass sie es merken, sonst würden sie die noch irgendwie zurechtschneiden. Saure Milch existiert praktisch nicht, die schmeckt eben nur ein bisschen anders als frische Milch. Mein Vater hat früher das Fett aus Milchtüten gekratzt. Verfallsdaten spielen sowieso keine Rolle. Meine Oma hat sogar vergammeltes Fleisch mit Kaliumpermanganat abgerieben, bis es zumindest nicht mehr giftig war. Vom Geschmack her ist es egal, weil sie alles so stark salzen.

«Die Haferflocken sind leider ziemlich salzig.»

«Ich hab aber nur einen Löffel Salz rangemacht.»

«Du musst *gar kein* Salz ranmachen.»

«Aber man braucht täglich Salz.»

«Aber das ist ja schon in der Gemüsebrühe drin, die du überall dazutust.»

«Weil die Nudeln sonst nicht schmecken.»

«Mir schon.»

«Wart mal ab, wenn dich deine Kinder immer kritisieren.»

In meiner Kindheit dachte ich, es gäbe nur vier oder fünf Gerichte:

- Nudelauflauf mit Büchsengemüse, mit einer Packung Sahne übergossen und zentimeterdick mit Käse überbacken
- Hühnerfrikassee
- Rosenkohl mit Bechamelsauce
- Kartoffelpuffer mit Apfelmus

(Und zum Abendbrot aufgebratene Nudeln mit Zucker und Zimt.)

Alles, wovon ich träumte, Käptn-Iglo-Fischstäbchen, Fondue, Schaschlik, Hefeklöße, Schnitzel, Pommes, Flambiertes, Pilzpfanne, Hirschrücken, Paradiescreme, Eisbombe, Gänsekeule mit Rotkohl, Unox Heiße Tasse, gab es nur zu Weihnachten oder im Fernsehen. Meine Mutter sagte dann: «Ihr könnt euch *gerne* am Fleischstand anstellen!» Aber ich wollte mich nicht am Fleischstand anstellen, denn ich hätte sowieso nicht gewusst, worauf man dort zeigen musste. Es lagen allerhand blutige Fleischbatzen hinter der Theke, Sachen mit Knochen, Sachen mit weißen Schichten drin, Sachen, die zugeschnitten werden mussten, manche sogar mit einem gewaltigen Fleischerbeil in Einzelteile gehackt. Aber was davon vom Rind oder vom Schwein war, oder gar vom Lamm, das wusste ich nicht. Nackensteak, Kammfleisch, Wellfleisch, Geschnetzeltes, Mischhack, das würde ich als Erwachsener alles lernen müssen. Und dann gab es ja auch noch das Rumpsteak. Um das zu bekommen, musste man rumstehen. Beim Bäcker Rumkugeln, beim Fleischer rumstehen, im Museum Bilder von Rums. Die Frauen am Fleischstand mit ihren dicken, rosigen Unterarmen warfen immer so begehrlische Blicke auf meine zarten Kinderfingerchen, wenn sie das schwere Fleischerbeil in ein Kälberrückgrat jagten.

Nach der Wende füllte sich der Kühlschrank meiner Eltern mit Blaubeerjogurt, Hagebuttenmarmelade, bitterer Orangenmarmelade, Oliven, Zaziki-Salat, neuseeländischem Straußenfleisch, Serrano-Schinken, es gab Vinschgauer Brötchen, Salz aus der Camargue und Wein aus Grönland. Aber irgendwann vermisste ich unser Hühnerfrikassee und das

Jägerschnitzel mit Spirelli und Tomatensauce. Natürlich mit paniertes Jagdwurst.

Weil ich erwachsen bin, nehme ich mir immer nur so viel, wie ich schaffe. Die Kinder nehmen sich immer so viel, dass die anderen möglichst weniger bekommen, und dann schaffen sie es nicht, auch nicht, wenn alles unter Ketchup begraben wird. «Wer hat denn da schon wieder so viel übriggelassen?», sagt mein Vater dann beim Abwaschen. «Wer hat denn da seinen halben Becher Wasser nicht ausgetrunken?» «Der schöne Apfelmus.» Seit einer Weile sagt mein Vater als einziger Mensch auf der Welt «der Apfelmus» statt «das Apfelmus» und behauptet, das schon immer getan zu haben. Er sagt auch «der PC» statt «der Computer» und «Ah-ta» statt «Ata» (was angeblich mit den deutschen Lautgesetzen zu tun hat), zunehmend wird auch wieder in «Mark» statt in «Euro» gerechnet.

Meine Eltern haben Angst vor unaufgegessenem Essen, es könnte uns ja beim anderen Essen verpetzen, sodass kein Essen mehr zu uns kommen will.

Oder weil von unaufgegessenem Essen das Wetter schlecht wird.

Oder weil unaufgegessenes Essen einem nachläuft.

Bei der Schulspeisung landete das Essen manchmal mit samt Alu-Besteck direkt in der Tonne. Man sollte Kinder nicht mit Erziehungsversuchen behelligen, das Komische ist ja, dass man jahrelang erfolglos versucht, ihnen etwas beizubringen, was sie später als Erwachsene sowieso ganz von selbst richtig machen. Alles, was mir als Kind nicht geschmeckt hat, Quark, Spargel, Käse (Roquefort!), Auberginen, Erbsen, Linsen, Bohnen, Datteln, Feigen, Mayonnaise, warme Milch, Haferflocken, Mohrrübensaft, Graupensuppe,

Kohlrabisuppe, Eintopf, Milchnudeln, Griebenschmalz, Letscho, Bierschinken, Spritzkuchen, Radieschen, Lakritze, Bier, Bitterschokolade, Wein, Wirsingkohl, Spinat, Mohnkuchen, Marzipan, Paprika, Sülze, Rosenkohl, esse ich heute sehr gerne. (Außer Lakritze.)

Manchmal habe ich nichts zu essen im Haus und keine Lust, einkaufen zu gehen. Diese immer gleichen Bewegungsabläufe und Denkvorgänge. Ich bin ja leider gegen Konsum-euphorie immun und es bräuchte eine millionenschwere Werbekampagne, um mich dazu zu bewegen, irgendeinen neuen Brotaufstrich im Regal *auch nur zu bemerken*. Der Anblick dieser riesigen Auswahl ermüdet mich immer so, dass ich mich am liebsten mit in die Feinkosttruhe legen würde. Ich weiß es ja schon vorher: zu Hause koste ich einmal von dem neuartigen Zeug in der pfiffigen Verpackung, und am nächsten Tag befindet es sich schon in diesem Schwebezustand, wahrscheinlich ist es noch gut, aber probieren wäre mir zu riskant, weshalb ich es stehenlasse, bis es eindeutig verschimmelt ist und ich es wegwerfen kann. Es langweilt mich, dieses aufdringlich bunte Zeug in den Wagen zu schaufeln, wenn ich doch eigentlich viel lieber eine Schnittlauchstulle möchte, aber mit echtem, selbst angebautem Schnittlauch vom Dorf, «Bollenpiepen» nannten wir ihn, und mit dem Brot meiner Jugend, das so gut geschmeckt hat, dass man schon auf dem Weg von der Kaufhalle nach Hause die halbe Kruste abgepult hat. Das kann sich heute gar keiner mehr vorstellen, wie Brot früher geschmeckt hat, man roch es kilometerweit, ich habe oft auf jeden Belag verzichtet, um den Geschmack nicht zu verfälschen, eine daumendicke Schicht Butter war alles, was ich zur Verfeinerung brauchte. Die Butter schmeckt natürlich auch nicht mehr so wie früher, es gibt ja gar keine rich-

tigen Kühe mehr, mit schwarz-weißem Fell, und die Milch kommt bei den heutigen Kühen zwar aus dem Euter, aber dort wird vermutlich vorher irgendein Katalysator reingespritzt, damit man die Milchproduktion besser steuern kann. Weil ich so ungern einkaufe, muss ich mich manchmal tagelang von meinen Vorräten ernähren, und wie bei der Zahnpasta, aus der immer noch etwas rauskommt, selbst wenn sie leer ist, wie bei den Hosentaschen, in denen sich einfach immer noch irgendwo eine Münze findet, wie bei den Brusthaaren, von denen man bei jedem Griff hinein immer ein paar lose erntet, so ist es auch mit der Wohnung, man *kann* in einer modernen Wohnung gar nicht verhungern, es findet sich immer noch etwas zu essen.

Ich muss nur im Krümelfach vom Toaster nachsehen, das habe ich das letzte Mal vor Jahren geleert, als der Toaster wegen der vielen Krümel Feuer gefangen hatte. Was sich da an Krümeln findet, reicht immer für eine Brotsuppe oder einen ganzen Semmelpudding, wenn man es mit Wasser ansetzt und um die Krümel von unter der Wachsdecke ergänzt.

Das Eisfach vom Kühlschrank mache ich normalerweise nie auf, weil es zugewachsen ist und die Klappe festklebt. Aber wenn man es abtaut, entdeckt man manchmal eine Packung Gefrierspinat und dahinter einen angefangenen Becher Speiseeis, die sind ja immer viel zu groß.

Wenn man Kinder hat, gibt es eigentlich immer Süßigkeiten in der Wohnung, entweder in ihren verschiedenen Verstecken, oder in den eigenen, in denen man die opulenteren Süßigkeitenmischungen mit den seltsam unvertrauten Namen verschwinden lässt, die von den Großeltern stammen. Es ist auch viel besser, wenn man überlagerte Gummibärchen lutscht, weil die so hart sind, dass man für jedes eine Weile

braucht, während man neue sofort runterschluckt. Man kann auch an der Nudelkette knabbern, die das Kind damals im Kindergarten gebastelt hat.

Es lohnt sich immer, in der Schultasche nachzugucken, vor allem am Wochenende, da ist oft noch das Essen vom Freitag drin. Wenn man Glück hat, war das Kind am Freitagmorgen bei der Mutter, dann gibt es vielleicht sogar eine Cherry-Tomate oder eine Stulle mit frischen Radieschen. Das geht natürlich nur, wenn man getrennt lebt.

In diesem Gehänge von Drahtschalen am Küchenschrank, das mal Ordnung beim Obst schaffen sollte, findet sich eine ganze Banane, die hatte ich erst übersehen, weil sie schwarz ist, aber das heißt gar nichts, heutige Bananen vergammeln nur noch äußerlich, innen schmecken sie ganz normal. Und selbst, wenn sie schon braun sind, das ändert höchstens was am Geschmack. Unter der Banane verbirgt sich auch noch eine Zwiebel, die kann man anbraten, vielleicht mit den Brotkrümeln aus dem Toaster. Die Knoblauchzehen lösen sich ja komischerweise immer mit der Zeit in Luft auf, da bleibt nur die Hülle. Noch mehr Brotkrümel findet man übrigens häufig im Bett. «Wer nie sein Brot im Bette aß, weiß nicht, wie Krümel piken.» Aber ich habe ja ein Doppelbett und kann die Krümel immer auf die andere Seite wischen. Und in meiner DDR-Schublade liegt noch der «Atomkeks», ein Kekskomprimat in einem Metallbehälter, vom VEB WIKANA, Süß- und Dauerbackwarenfabrik Wittenberg Lutherstadt, die eiserne Ration, die ich beim NVA-Dienst geklaut habe. Es ist zwar seit 20 Jahren abgelaufen, aber es hat ja auch schon vorher nicht geschmeckt.

Man kann wohl auch Tapete essen, weil im Kleister Stärke ist, aber das habe ich gar nicht nötig, weil sich meistens noch

eine Kartoffel findet, die in die Kiste mit den Pfandflaschen gekullert ist, ich gebe sie nur alle paar Jahre ab.

In der Jacke mit dem Loch in der Tasche sind noch Kaugummis und ein paar Fishermans, die rutschen immer ins Futter.

Fleisch ist schwieriger aufzutreiben, aber da ist ja noch das Fahrrad, am Lenker klebt ein bisschen Rotkohl und mit etwas Glück am Schutzblech ein Schnipsel vom letzten Döner.

Am Ende bleibt mir nichts anderes übrig, als doch wieder meine Eltern zu besuchen, bei denen ich wie eine Made bin, die keine andere Funktion hat, als zu fressen. Hatte ich als Kind noch den Ehrgeiz, etwas Besonderes im Leben zu erreichen, etwa die Regierungen des Ostblocks zu stürzen, oder die Unvollendete von Schubert zu Ende zu komponieren, so weiß ich heute, dass das alles nur kurzzeitig Spaß machen würde und man sich bald, nachdem man alle Regierungen gestürzt hat, wieder langweilt. Meine Mutter fragt mich, ob ich Bohnen und Kartoffeln oder auch ein Würstchen will. Ich versuche dann immer, wie bei Burger King, so zu antworten, dass ich ein Minimum an Zusatzfragen gestellt bekomme: «Mach einfach, was dir am wenigsten Mühe macht, Mutti.»

«Also kein Würstchen?»

«Doch, eins.»

«Eins oder zwei?»

«Zwei.»

«Dann muss ich nochmal einkaufen gehen.»

«Dann nur eins.»

«Du kannst aber auch zwei haben.»

«Aber wenn du dann extra einkaufen musst?»

«Ach, ich bins gewohnt, euch zu bedienen.»

Während ich mit meinem Vater Fußball gucke, guckt

meine Mutter im anderen Zimmer Eiskunstlauf. Irgendwie ist es so, dass sie immer genau dann rüberkommt, um etwas zu sagen, wenn im Spiel etwas Spannendes passiert. Da die meisten Fußballspiele aber langweilig sind, bleibt das ein ewiges Paradox. Es erinnert mich an die Karikatur von Henry Büttner, in der ein Mann seiner Frau eine Art vergitterten Laufgang wie für Tiger gebaut hat, durch den sie auf Knien gehen muss, wenn sie am Fernseher vorbei will. Meine Mutter hat sich abgewöhnt, darauf zu warten, dass man ihr zuhört, wenn sie etwas sagen will, sie kommt schon redend herein. Deshalb haben sich alle anderen angewöhnt, nicht hinzuhören. Später streiten sich meine Eltern dann, ob sie etwas gar nicht gesagt hat, oder ob mein Vater es überhört hat. Ich denke, es stimmt beides: sie hat es nicht gesagt, und er hat nicht hingehört.

Beim Eiskunstlauf ärgert meine Mutter, dass «die kleinen Chinesen» jetzt alles gewinnen. Die guckten immer so ernst, sagt meine Mutter, das sei alles nur Athletik bei denen. Die sprängen zwar alles vierfach, aber sie gäben sich mit dem Drumherum keine Mühe, obwohl es doch *Eiskunstlauf* heiße. Wir gucken seit 30 Jahren Eiskunstlauf, können aber ohne Hilfe des Moderators keinen Rittberger von einem Salchow oder einem doppelten Lutz unterscheiden. Mich fasziniert noch immer, dass die Läufer rückwärts nicht an die Bande prallen, sondern immer kurz vorher die Richtung wechseln. Ich denke, sie machen das, indem sie sich auf der großen Leinwand in der Arena selbst beobachten. Meine Mutter hat festgestellt, dass die Amerikaner seit neuestem häufig deutsche Namen haben. Sie denkt, das liege daran, dass die Nachkommen der deutschen Einwanderer wieder «in die Städte drängen», wie sie das nennt. Ich sage, dass die größte ethn-

sche Gruppe in den USA deutschstämmig und es deshalb nicht unwahrscheinlich ist, dass viele Eiskunstläufer von uns abstammen. Sie sagt: «Ja, aber Sandra Bullock war in München auf einer Waldorfschule.»

«Na eben, sag ich doch», antworte ich. «Und der mit dem italienischen Namen, Capriotti oder so, hat eine deutsche Großmutter.» Das hat zwar nichts mit unserem Gespräch zu tun, aber meine Mutter führt Gespräche in Gedanken einfach immer weiter und teilt einem dann etwas mit, was normalerweise viel später kommt, oder was sich auf etwas bezieht, was jemand anders vor ein paar Wochen gesagt hat.

Nach dem Ende der Eiskunstlaufübertragung kommt meine Mutter zu uns, um uns während des Elfmeterschießens das Ergebnis zu verkünden: «Das kanadische Paar ist zu Unrecht auf dem dritten Platz.»

«Zu Unrecht, weil sie zu hoch bewertet sind oder zu tief?», fragt mein Vater.

«Und die Chinesen haben wieder so ernst geguckt.»

«Zu hoch bewertet oder zu tief?», fragt mein Vater noch einmal.

«Nein, die waren zu Recht Zweite.»

«Warum zu Unrecht bewertet, das skandinavische Paar?», fragt mein Vater und wird langsam ärgerlich.

«Nicht skandinavisch, kanadisch», sagt meine Mutter, als sei das eine Antwort. Und zu mir sagt sie: «Willst du die Würstchen gebraten oder gekocht?»

«Wie's dir bequem ist.»

«Mir macht es nichts aus.»

«Na dann gebraten.»

«Und lieber Bratkartoffeln oder gekochte?»

«Bratkartoffeln.»

«Dann muss ich aber erst Kartoffeln kochen.»

Das Abschiedsgespräch ist dann immer meinen Stullen gewidmet. «Wie viele Stullen soll ich machen? Drei oder vier?»

«Drei.»

«Also drei Stullen oder drei Doppelte?»

Das kann ich nicht beantworten, weil ich nicht weiß, was sie mit «doppelt» meint. Wir haben uns bis heute nicht auf eine gemeinsame Klappstullenterminologie einigen können.

«Und ein Säftchen?»

«Ja, eins.»

«Eins oder zwei?»

«Dann zwei.»

«Beide Apfelsaft oder eins von jedem?»

«Was ist denn das andere?»

«Orangensaft, aber ich weiß nicht, ob da noch welcher da ist.»

«Dann Apfelsaft.»

«Na, gut, dass ich so viel Apfelsaft gekauft habe.»

Wir gucken ja gerne «Seinfeld», die Lieblingsfigur meiner Mutter ist die Mutter von George. Eigentlich sind in allen Serien die Mütter ihre Lieblingsfiguren. Ihre Lieblingsserie ist «Roseanne». Meine Lieblingsfigur ist bei «Seinfeld» George, und bei «King of Queens», der Serie mit dem «kleinen Lastwagenfahrer», wo meine Mutter nicht versteht, dass der so dick ist und trotzdem so eine hübsche Frau hat, ist der aufbrausende, leicht senile Schwiegervater Arthur mein Favorit. Ich identifiziere mich also mit sozial unverträglichen Männern, meine Mutter mit ihren Müttern. Vielleicht ist sie ja deshalb Mutter geworden, und ich Sohn, das passt schon ganz gut zusammen.

Dies alles schreibe ich, während ich in ihrer Wohnung auf

dem Klo sitze, dem einzigen Raum, in dem keine Bücher stehen, sondern nur drei Dutzend Putzmittelsorten. Zu jeder Verschmutzung gibt es ein passendes Putzmittel, sogar Kalbslederreinigungsmittel haben sie. Nur auf dem Klo finde ich in der Wohnung meiner Eltern ein bisschen zu mir.

«Ist wer aufm Klo?» fragt meine Mutter. Dabei sieht man das an der roten Farbe, die von außen anzeigt, dass jemand die Tür verriegelt hat. Sie rüttelt an der Tür. «Ist wer aufm Klo?», fragt sie, obwohl die Tür zu ist.

«Ja.»

«Na, lass dich nicht stören.»

GESTOPFTE MÄULER

KATHARINA ADLER

DOSENRAVIOLI AUF TOAST

(ein Rezept von Diane)

KARAMELLISIERTE WÜRSTCHEN

(eine Spezialität von James)

BUTTER-SPAGHETTI MIT DEN FINGERN

VOM TOPF AUF DEN TELLER

(ein Servier-Vorschlag von Sigrun)

FRITTIERTES GEMÜSE

(eine langsame Folter von Frau Strassl)

Etwas wirklich Gutes hatte es, als ich ein Kind war, unter der Woche selten gegeben. Mein Bruder und ich waren an Dosenravioli, die uns ein australisches Au-pair in der Mikrowelle aufgewärmt hatte, gewöhnt, an Würstchen aus dem Zehnerpack, zubereitet von einem englischen Sprachschüler, dessen Spezialität es gewesen ist, die Würstchen zu karamellisieren, an Butter-Salz-Spaghetti einer arbeitslosen Schauspielerin. Auch wenn das alles nicht besonders geschmeckt hatte, auch wenn es oft jeden Tag das Gleiche gegeben hatte, man hatte uns fast alles vorsetzen können und wir aßen es. Wir wussten ja, dass irgendwann das Wochenende kommen und dann unsere Mutter etwas Richtiges kochen würde. Es war völlig selbstverständlich, dass sie unter der Woche dafür keine Zeit hatte. Nicht arbeiten zu gehen hätte unsere Mutter unglück-

lich gemacht, wir wollten eine zufriedene Mutter, es hätte eine kleinere Wohnung bedeutet, weniger Spielzeug, keine Ferienreisen, wir wollten aber Spielsachen, wir wollten jeder ein Zimmer für sich und wir wollten nach Amerika, unseren Großvater besuchen.

Nachdem Sigrun eine Rolle in einer Vorabendserie bekommen hatte, kündigte meine Mutter an, dass wieder jemand Neues kommen würde. Aufregend war das nicht. Diane, Sigrun, James und noch einige andere hatten in regelmäßigen Abständen für eine Weile ihre Leben mit uns geteilt – I want a guy, who loves me the European way – endlich die Ophelia spielen – learning German is soooooo fucking hard, don't tell your parents I said fuck – und dann waren sie wieder fort gewesen. Als ich dieses Mal von der Schule nach Hause kam, wusste ich allerdings schon beim ersten Blick auf den Teller, dass etwas anders war als sonst. Es gab Wiener Schnitzel und Bratkartoffeln!

Während mein Bruder und ich uns mit großem Appetit an das herrliche Essen machten, stellte uns meine Mutter Frau Strassl vor. Sie war nicht aus Australien, nicht aus England und auch nicht aus dem aus Münchner Kinderperspektive ebenso weit entfernten Nordrhein-Westfalen. Sie kam aus Niederbayern, war um die fünfzig und trug ein schwarzes T-Shirt mit Mehlflecken auf der mächtigen Brust. Zur Begrüßung sagte sie nur: «Fast wie bei der Raubtierfütterung hier.» Dann ging sie in die Küche, um bald mit einem Nachtisch zurückzukehren: einem Vanillepudding, der noch warm war – selbstgemacht, nicht aus der Tüte.

An jenem ersten Tag blieb meine Mutter zu Hause, um zu sehen, ob sie die Neue bei ihren Kindern lassen konnte. Ab dem folgenden Tag waren wir mit Frau Strassl allein. Da

mein Bruder jünger ist als ich, hatte es sich so eingespielt, dass ich diejenige war, die den Kontakt mit der neuen Person im Haushalt aufnahm, Einzelheiten über sie in Erfahrung brachte und dann das, was meinen Bruder interessieren könnte, weiter erzählte, bevor er sich selbst an ein Kennenlernen wagte. Normalerweise konnte ich ihm solche Dinge berichten: Diane spielt gerne Fußball, James hatte als Kind auch eine Carrera-Bahn oder Sigrun liest dir dein Lieblingsbuch vor, wenn du sie fragst. Bei Frau Strassl war das schwieriger. Wortkarg war sie nicht, das war überhaupt nicht das Problem. Ich erfuhr, dass sie aus Aiterhofen kam, sie hatte als Näherin gearbeitet, war dann arbeitslos geworden. Schwierig war das gewesen, denn sie war die Alleinverdienerin in der Familie, ihrem Mann war vor einiger Zeit das Bein amputiert worden. «Wegen Zucker», erklärte sie. Das ganze letzte Jahr habe sie nichts anderes beschäftigt, als die Pflege ihres Mannes. Schon nach der ersten Woche wusste ich, wie man einem Einbeinigen am besten in die Badewanne half, und dass, wenn ihr Mann, laut Frau Strassl ein Grantler, keine Lust hatte, sich selbst zu waschen, sein eines Bein von Vorteil war, denn so kam man besser an die Weichteile. Weichteile sage ich, Frau Strassl sagte: «Mei, da kannst ihm halt besser die Knödel einseifen.»

Auch wenn ich nicht genau wusste, ob und wie ich das alles meinem Bruder weitergeben sollte, kann ich nicht sagen, dass ich nicht spannend fand, was Frau Strassl erzählte, spannend und schlimm zugleich. Von ihrer Tochter bekam ich zu hören, die unter einer Hautkrankheit litt, weshalb sie auch kaum arbeiten konnte. Jetzt kümmerte sie sich aber um ihren Vater. «Soll die ihn pflegen, hat uns lang genug auf der Tasche gelegen», sagte sie und ermahnte mich, meinen Eltern

nicht das Geld aus der Nase zu ziehen. Auch andere Dinge lernte ich. Zum Beispiel die Vorzüge von Bier, das besser als jedes Shampoo sei. «Bier gibt den Haaren Glanz», lehrte mich Frau Strassl, «und macht den Erwachsenen schöne Gedanken.»

Meine Mutter hatte an ihr nichts auszusetzen, sie war bisher noch mit jedem und jeder einverstanden gewesen, über die wir uns nicht beschwert hatten, wir hatten uns noch nie beschwert. Mit meinem Vater allerdings gab es gleich zu Beginn eine Irritation. Als Frau Strassl erfuhr, dass er Amerikaner ist, kniff sie die Augen zusammen. «Amerikaner?! Die haben mir nach dem Krieg eine Tafel Schokolade geschenkt. Die erste in meinem Leben überhaupt, ich hab sie sofort gegessen. Speiübel ist mir geworden. Ein Kriegskind, das verträgt eine Suppe, ein Brot, aber doch keine Schokolade!», sagte Frau Strassl, und dann war nicht klar, ob sie ihren Zeigefinger nur hob oder schon damit auf meinen Vater deutete, als sie hinzufügte: «Aber das hat den pumperlgsunden Amis niemand gesagt, dass das einem Mädels mit einem Hungermagen nicht bekommt.»

Mein Vater hob die Schultern. «Darf ich mich dafür vielmals bei Ihnen entschuldigen?»

«Entschuldigen?», Frau Strassl winkte ab. «Mit Verlaub, ihr seid eh insgesamt komisch. Auf alles klatscht ihr Ketchup.»

Mein Vater lachte. Er lachte, um nicht widersprechen zu müssen, mein Vater ist ein sehr höflicher Mann. Er blieb auch höflich, als Frau Strassl ihm die Wochen darauf stets eine Flasche Ketchup zu dem Essen stellte, das er sich nach der Arbeit aufwärmen sollte. Stoisch legte er sie jedes Mal zurück in den Kühlschrank. Wenn es zum Essen passte, gab er sich auch ein paar Spritzer auf den Teller, nicht ohne die-

sen abzuwaschen, bevor er ihn in die Spülmaschine stellte, um alle Ketchup-Spuren zu beseitigen.

Die Herkunft meines Vaters schien Frau Strassl nicht aus dem Kopf zu gehen. Ein paar Tage später setzte sie sich zu meinem Bruder und mir an den Tisch, sah uns beim Essen zu und sagte, als würde sie an ein gerade begonnenes Gespräch anknüpfen: «Dann seid's ihr also halbe Amis.»

Mein Bruder nickte.

«Wart ihr schon mal da?», fragte Frau Strassl interessiert.

«Of course», antwortete mein Bruder stolz in seinem kindlichen Englisch.

«Wir fliegen meistens in den Sommerferien zu unserem Opa», ergänzte ich.

Frau Strassl lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück. «Ich war noch nie raus aus Deutschland.»

«Noch nie?!»

«Wirklich, wirklich nie?», setzte mein Bruder nach.

Frau Strassl klatschte in die Hände. «Da machen sie Augen, die verwöhnten Kinder. Euch sollte mal einer ins echte Leben schmeißen. Aber gut, passiert schon noch. Und vergesst nicht!», rief sie auf unser Essen deutend, «Kartoffeln, nicht nur Ketchup.»

«Mein Vater ist ja auch kein ganzer Amerikaner», sagte ich mit dem Gefühl, ihn in Schutz nehmen zu müssen. «Unser Opa ist nämlich eigentlich aus Wien und musste da weg.»

«Das auch noch», erwiderte Frau Strassl, «bei euch kommt aber alles zam.»

Obwohl sie uns noch eine Weile vorhielt, «Viertel-Ösis» zu sein, zog sie daraus leider nicht den Schluss, wieder einmal Schnitzel zu braten. Auch selbstgemachten Pudding gab es nicht mehr. Es gab einfachere, weniger aufwendige Gerichte.